

Eine Bündner Fänkensage

Autor(en): **Singer, S.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **34 (1935-1936)**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-113220>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Eine Bündner Fänkensage.

„Zur zeit, als die pest, unter dem namen „der schwarze tod“ in Graubünden grassirte und unzählige opfer forderte, so dass ganze höfe ausstarben, machte man die beobachtung, dass gar keine fänkenmannli oder wibli von der seuche hingerafft wurden, und kam zu dem schlusse, dass dieselben ein geheimmittel besitzen müssten. Ein bauer wusste endlich mit list dieses geheimmittel aus einem fänkenmannli heraus zu kriegen. Dieses mannli zeigte sich oft auf einem steine, der in der mitte eine bedeutende höhlung hatte. Der bauer, dem dieses Lieblingsplätzchen des mannlis wohl bekannt war, gieng und füllte die höhlung des steines mit gutem veltlinerwein, und verbarg sich in der nähe. Nach einer weile kam das mannli zu seinem Lieblingsstein und sah ganz verdutzt drein, als es die höhlung desselben mit dem funkelnden nass angefüllt traf. Es bückte sich dann mehrere male mit dem näschen über den wein, um wenigstens den geruch des roten dings zu kosten, hob dann wieder den kopf, winkte mit dem zeigfingerle und rief: „nein, nein, du überküst mi net!“ Endlich einmal, als es sich ganz nahe über den wein gebeugt hatte, blieb ein tröpfchen wein an seinem schnäuzchen hängen; dieses tröpfchen leckte es mit der zunge ab; da stieg die begierde und es sagte zu sich selbst: „ei, nur mit einem finger tunken darfst du schon.“ Gesagt, getan, es leckte das fingerle wohl hundert mal ab, wurde dabei immer lustiger und fieng nachgerade an, allerlei dummes und gescheides zeug vor sich hin zu schwatzen. Da trat der bauer aus seinem verstecke hervor und fragte das mannli, was gut sei gegen die pest „Ich weiss es wohl — sagte das mannli — eberwurza und bibernella — aber das sage ich dir noch lang nit.“ Jetzt war der bauer schon zufrieden, und nach dem gebrauch von eberwurz und bibernell starb niemand mehr an der pest.“ (F. J. VONBUN, Beiträge zur deutschen mythologie, gesammelt in Churrhaetien. Chur 1862. S. 55 f.)

„Ein waldfänke bei Conters hütete einst einen ganzen sommer die ziegen des dorfes. Jeden morgen kam der wilde gaissler bis nahe an die häuser, um sie abzuholen, und jeden abend führte er sie wieder bis zu der gleichen stelle und kehrte dann wieder in den wald zurück. Ein entwurzelter tannenbaum war sein hirtensstab. Die söhne von Conters versuchten öfters aber vergebens ihn zu fangen. Endlich füllten sie ihm zwei brunnentröge, aus denen er zu trinken pflegte, den einen mit wein, den andern mit branntwein. Der gaissler kostete zuerst den rothen wein und rief: „rötheli, du verführst mi net!“ und labte sich mit branntwein. In der darauf folgenden berauschung ward er geknebelt, und seine peiniger, denen eine alte sage bekannt war, die fänken wüssten aus der entziegerten molke (schotte) gold oder das lebenselixir zu bereiten, wollten ihn nicht eher freigeben, bis er ihnen ein arcanum entdeckt habe. Er versprach ihnen, wenn sie ihn losbänden, einen recht guten rath. Die Conterser burschen gaben den waldfänken frei, und da gab er ihnen den rath:

„ist's wetter gut, so nim de tschopa mit,
ist's aber laid, chanst thuen wi d'witt.“

Nach einer anderen version gab der gaissler folgenden rath: „wenn du fleisch issest, so thue es der länge nach zerschneiden und nit der breite nach, sus könntist dran ersticken.“ (a. a. O. 47 f.)

Die beiden Sagen sind nahe verwandt und doch nicht gleich. In der ersten wird der Fänk betrunken gemacht, in der zweiten nachher noch im

Rausch gefesselt; in der ersten gibt es nur eine Grube mit Wein, in der zweiten zwei mit Wein und Branntwein, in beiden will der Waldgeist zunächst nicht trinken, aber die Worte, die er spricht, sind hüben und drüben der Situation entsprechend verschieden; in der einen handelt es sich um die Kenntnis der Wirksamkeit bestimmter Arzneipflanzen, in der andern um einen wirklichen oder angeblichen Weisheitsspruch.

Eine gewisse Mittelstellung zwischen den beiden Fassungen nimmt nun eine Erzählung ein, die den Prolog eines mittelalterlichen Arzneibuches bildet, das sich in einer jüngst erworbenen Handschrift der Berner Stadtbibliothek (Cod. 776) findet. Ich gebe der Bequemlichkeit halber sofort eine Übersetzung der lateinischen Urschrift, obwohl gegen Schluss des Stückes die offenbar verstümmelte Überlieferung dieselbe recht unsicher macht:

„Es war einmal eine buhlerische, sittenlose Frau (*mulier pudana in-munda*), aus deren Vermischung ein Knabe geboren wurde, der nicht nur die Form eines Menschen, sondern auch die eines Pferdes hatte. Von der Brust nach oben glich er nämlich der Mutter, unten aber einem Rosse. Deshalb wurde er Hippocentaurus genannt und führte ein viehisches Leben, da er den Menschen ein Abscheu war. Gottes Wille war es, dass durch ihn die Tugenden und Kräfte und die Kenntnis der Pflanzen gefunden würden. Und Gott gab ihm die Kenntnis aller Pflanzen und ihrer Tugenden, wie sie für jede Krankheit entsprechend und heilsam wären. Und wie er so durch Berg und Tal, durch Wald und Feld streifte, kam er dürstend zu einer Quelle, aus der sonst die Menschen zu trinken pflegten. Und er führte öfters Pflanzen mit sich und legte sie auf den Brunnenrand und schrieb dazu, dass, wenn Jemand dieselben gebrauchen würde, sie für die und die Krankheit tauglich wären und er geheilt würde. Nachdem dies nun von verschiedenen als wahr erprobt worden war, wurde es dem Könige Alexander gemeldet, der sich mit seinen Weisen beriet, wie genannter Hippocentaur gefangen werden könnte. Nachdem er sich mit diesen beraten hatte, liess er drei Gruben um die genannte Quelle machen. Die eine liess er mit Milch füllen, die zweite mit Honig (*d. i. Met*), die dritte mit Wein und liess die Quelle zudecken. Als ihn (*d. i. den Kentauren*) eines Tages sehr dürstete und er zu der Quelle kam, aus der er zu trinken pflegte, fand er sie fest verschlossen. Er kam zu der Grube mit Milch und trank die ganze Milch aus und sagte: dies ist die Mutter der Heilung (*hoc est mater medicis*). Dann kam er zu der Grube mit Honig, und als er davon genossen hatte, schrieb er: diess ist die Tante der Heilung (*hoc est amita medicis*). Zum dritten kam er zu der Grube mit Wein und trank daraus, so viel er konnte, und wurde fröhlich und sagte: diess ist ein streitsüchtiger und menschenmörderischer Trank. Als er nun hier berauscht war durch den Wein und fröhlich wurde, fieng er an hin und herzulaufen und über die Grube zu springen, in die er bald hineinfliel. Da kamen denn bald die Diener und Wächter des Königs und fiengen ihn und führten ihn vor den König. Der König aber fragte ihn eifrig nach den einzelnen Kräutern und ihrer Wirkung, der Hippocentaur aber antwortete ausführlich und anständig. Und all dies wurde aufgeschrieben und notiert von einem Notar in Gegenwart des Arztes Meister Hippocrates. Dieser Hippocrates nun erprobte die einzelnen Kräuter und ihre Wirkungen als richtig zu verschiedenen Malen. Doch war er habsüchtig (*cupidus*) und machte ein Geheimnis aus seinen Diagnosen (*occultavit sententiam suam*), weil er nicht wollte, das irgendwer ihm gleich sei, von denen die nach

seinem Tode kämen. Als der Tag seines Todes erschien, hiess er, seine Arzneibücher zu sich ins Grab legen, was auch geschah. Nach einiger Zeit gieng der König vorbei und sah das Grab des genannten Meisters. Er sagte es (? dicentem est) dem vorgenannten (prenotati) getreuen Arzte Prmionosius, durch den die geheimen Kräfte und Tugenden der Pflanzen geoffenbart worden sind; denn, was ein böser Mensch geheim halten wollte, das hat der gnädige und barmherzige Gott durch den genannten getreuen Arzt dem Menschengeschlecht zum Nutzen ihrer Gesundheit offenbaren lassen, dem Ruhm sei und Ehre in alle Ewigkeit Amen.“

Es ist ein merkwürdiger Zufall, dass die drei mittelalterlichen, dem Hippokrates zugeschriebenen Arzneibücher sich alle in der Schweiz befinden. Das älteste, noch dem 12. Jahrhundert zugehörige in Zürich (Cod. 58 der ehemaligen Wasserkirchenbibliothek) beginnt: Hie beginnet daz arzinbuoch ypocratis, daz er het gesribin widir allen den suhtin, die der mugin irwahssin in allen dem mennischlichem libe (GRAFF, Diutiska II, 269 ff. PFEIFFER, Zwei deutsche Arzneibücher aus dem XII. und XIII. Jahrhundert. Wien 1863. WSB. 42. S. 110 ff. K. HOFMANN, Verbesserungen. MSB. 1870, S. 511 ff.). Das Berner Arzneibuch zeigt in seinem deutschen Teil deutliche Berührungen mit dem Züricher, sodass sie offenbar teilweise auf das gleiche lateinische Original zurückgehen. Das Basler Arzneibuch (B, XI, 8. Fo. 136) kommt in seinem Prolog noch näher an den Schluss unseres bernischen heran: Do ypocras der arzot sterben solte, do hies er sine arcenbuoch legen in sin grap vnder sin houbet, Dar noch fuor ein keiser da für vnd wande es shatz were vnd hies es vf dvon do vant er die bvch da vnder was eines das gap er zelesene dem arzate promodosio, dar ar (l. an) stunt gescriben dis buechelin.

Wer dieser Arzt Prmionosius oder Promodosius, dem wir die Veröffentlichung der Papiere des Hippokrates verdanken, gewesen sein mag, ist mir nicht gelungen festzustellen. Das Basler Arzneibuch zeigt in seinem Anfang wirklich nahe Berührungen mit dem 5. Kapitel der Aphorismi des Hippokrates. Basler und Berner Arzneibuch bringen beide die mir sonst unbekannte Nachricht, dass Hippokrates sich seine Aufzeichnungen habe ins Grab mitgeben lassen. Den Ruf berufsneidischer Gesinnung scheint er schon im Altertum besessen zu haben, da von ihm berichtet wird, er habe den Tempel des Asklepios angezündet, nachdem er die dort vorhandenen Krankengeschichten kopiert habe, um allein in deren Besitz zu sein. Im Mittelalter wird noch dazu gefabelt, er habe aus Konkurrenzneid seinen eigenen Neffen Galen gemordet, dessen Tod aber, als des einzigen, der ihm hätte helfen können, sehr bedauert, als er selbst krank wurde (s. A. KELLER, Dyoletianus Leben von Hans von Bühel, Quedlinburg und Leipzig 1841, S. 60). Dass er hier an den Hof Alexanders des Grossen versetzt wird, beruht auf missverstandener, antiker Tradition, insoferne als sein Enkel Hippokrates IV. wirklich als Leibarzt der Roxane am Hofe Alexanders weilte. Antik ist auch die Herkunft des Kentauren durch Vermischung einer Frau mit einem Hengst (s. MANNHARDT, Antike Wald- und Feldkulte 82 f.) und seine Kenntnis der Heilpflanzen, wie sie etwa Cheiron dem Achill übermittelte.

Mit unserer ersten Fänkensage teilt nun unser Berner Prolog den Zweck der Gefangennahme des Waldgeistes, die Kunde von den Heilpflanzen zu erlangen. Nur in diesen beiden Fassungen der weit verbreiteten Sage finden

wir diese Übereinstimmung. Hingegen stimmt der Prolog mit der zweiten Fänkensage in der Mehrheit der Gruben überein, wobei unser Prolog mit der dritten milchgefüllten Grube allerdings abweicht, hingegen der Met der zweiten ursprünglicher ist als der Branntwein der Fänkensage. Auch durch die Fesselung steht der Prolog der zweiten Sage näher.

Wir haben allen Grund anzunehmen, dass unsere Fänkengeschichten echte antike Tradition fortsetzen, wie wir es sonst in wenigen Fällen beobachten können. Ist doch Fänk wohl nichts anderes als Kurzform für die sonst vorkommende Bezeichnung Salvang für den wilden Mann, und dies die Fortsetzung des antiken Silvanus. Nicht von diesem, sondern von Picus und Faunus berichtet die römische Sage, wie König Numa sie gefangen genommen habe. Das Geheimnis, das sie verraten sollen, ist aber das, wie man den Blitz sühnen soll, und nur einerlei Trunk, der des Weines, findet sich an der von ihnen aufgesuchten Quelle. So erzählt Arnobius nach den Annalen des Valerius Antias (*Contra Nationes* V, 1), wenig abweichend Plutarch (*NUMA* 15) und Ovid (*FASTI* III, 289 ff.). Unsere rätische Silvanuslegende zeigt ihre Selbständigkeit in den Zügen, die sie mit den anderen Traditionen vom Fang des Waldgottes gemein hat.

Einen Kentauren als Vertreter des Waldgeistes kenne ich nur noch in der Erzählung der altrussischen Bibel, der sogenannten Palaea, von der Erwerbung des Schamir, jenes steinsprengenden Würmleins durch Salomo (F. VOGT, Salman und Morolf. Halle 1880, S. 213 ff.): Salomo will den Kitovras (d. i. Kentauros) kennen lernen. Er lässt einen eisernen Strick und ein eisernes Halsband schmieden und schreibt den Namen Gottes darauf. Er schickt seinen tüchtigsten Bojaren mit Knechten aus. Sie kommen an den Ort, wo drei Brunnen sind, Kitovras war noch nicht da. Sie leeren die drei Brunnen und verstopfen deren Quellen mit Schafwolle, dann füllen sie zwei mit Wein, den dritten mit Met. Als er durstig war, kam Kitovras. Er sagte beim ersten Brunnen: wer Wein trinkt, wird nicht weise davon. Beim zweiten aber: der Wein erfreut des Menschen Herz. Und da trank er alle drei Brunnen aus und schief ein. Da fesselte ihn der Bojare und führte ihn mit sich. Salomo erfährt nun von ihm alles, was er über den Schamir wissen will.

Beachtenswert ist, dass nur hier wie in unserem Berner Prolog nicht nur von dem Kentauren, sondern auch von den drei (statt zwei) Brunnen die Rede ist. Der Kentaure weist uns darauf, dass wir es mit griechischer Überlieferung zu tun haben. Ebenso in einer andern Version, die uns in lateinischer Prosa und in deutschen Versen des 12. Jahrhunderts überliefert ist. In dieser ist in echt mittelgriechischer Weise, die sich noch heute in allerhand Märchen und Volksliedern der Balkanvölker geltend macht, der *drakos* anstelle des Dämons getreten, ist aber nicht als Tier sondern durchaus menschengestaltig zu denken, und spricht deshalb auch *humana voce*. Es wird auch eine griechische Quelle angegeben *de grecis exemplaribus* (*ANZ. F. DEUTSCHES ALTERTUM* 44, 97). Heronimus archely (*Lob Salomos*. WAAG, Kleinere deutsche Gedichte des XI. und XII. Jahrhunderts, 2. Aufl., S. XXVIII), d. i. wohl Hieronymus *Archeologia*, worunter Kelle (*Geschichte der deutschen Literatur von der ältesten Zeit bis zum 13. Jahrhundert* II, 121. 322f.) die *antiquitates Phoenicum* eines mehrfach von Josephus Flavius, später auch von Hrabanus Maurus citierten Hieronymus von Egypten versteht. Auch hier finden wir die Dreizahl der Brunnen, aber nur Wein und Met als ihre Füllung und den Schamir als Ziel.

Der Schamir wird von Salomo auch erworben im Tractat Gittin des Talmud. Der Dämon ist aber hier der aus dem Buch Tobias bekannte Aschmedai (Asmodeus), es ist auch nur von einer Grube mit Wein die Rede. Doch stimmt wieder das anfängliche Sträuben des Dämons und dass er zwei verschiedene Sprüche spricht, was eigentlich zwei Gruben voraussetzen würde.

Es bleibt noch eine Gruppe von griechischen Erzählungen, in denen der Naturgeist der Silen ist, sein Gegenspieler in zwei von den Quellen König Midas von Phrygien, das Ziel die Erlangung irgendeiner Weisheit. Die älteste Quelle ist Bakchylides (s. RHODE, der griechische Roman S. 204), bei dem Historiker Theopomp berichtet er von einem Reiche Utopia, bei Vergil (*BUCOLICA* VI, 13 ff.) von den Geheimnissen der Weltschöpfung, bei Cicero (*Tusculanæ quæstiones* I, 48) von dem Elend des menschlichen Daseins. Bei Vergil ist von keinem König die Rede, sondern Hirten fesseln den Berauschten ohne höheren Auftrag, was mit unseren Fänkensagen übereinstimmt. Es ist nur von Wein als einzigem Getränk die Rede.

Wir haben einen komplizierten Sachverhalt vor uns. Die beiden Fänkensagen, die weisheitsbeflissene wie die arzneikundliche haben ihre Wurzeln im Altertum, und man kann nicht sagen, dass die eine oder die andere eher das Ursprüngliche bewahrt habe. Das Pestrecept, aber ohne die Vorgeschichte, wird auch sonst von den wilden Männlein mitgeteilt: HERZOG, Sagen 44. GEMPELER I, 87. LÜTOLF 126. VONBUN 132. WALLIS 136 f. ROCHHOLZ, Zs. f. d. Myth. 4. 147. ALPENBURG 345 f. HEYL, Volkssagen aus Tyrol 84. 145. 240. Fesselung des wilden Mannes, aber ohne Pointe, teilt ROCHHOLZ, Aargauer Sagen I, 320 f. aus Chur mit.

Bern

S. Singer.